

Max Weber ist »das selbstkritische Streben nach einer Karriere das persönliche Antidotum gegen ›Drift‹, das ziellose Dahintreiben«³¹.

Lippmann und Weber sind nicht die einzigen, die in jener Zeit das Streben nach einer Karriere als bestes Mittel gegen Ziellosigkeit propagieren: Während der Konsolidierung der großen Industriekonzerne Nordamerikas und Europas in den 1910er- und 1920er-Jahren³² waren viele Wissenschaftler*innen der Meinung, an der Schwelle zu einem neuen Zeitalter der Wissenschaft und des Kapitalismus den Menschen durch den *richtigen* Gebrauch der Wissenschaften dabei zu helfen, ihr Leben nachhaltiger zu beherrschen;³³ eine Überzeugung, die sich selbstredend nach der Erfahrung des technologieunterstützten zweiten Weltkriegs und später des Kalten Krieges grundlegend ändern sollte.

2. Einige Wesenszüge des Scheiterns als gesellschaftliches Phänomen

Als gesellschaftliches Phänomen ist das Scheitern zunächst eine Alltagserfahrung, der aber auch politische Relevanz zukommen kann: 2019 jähren sich zum dreißigsten Mal die politischen Umbrüche in Osteuropa, auf die das Ende der Sowjetunion sowie die Abkehr mehrerer Staaten Lateinamerikas, Afrikas und Asiens von sozialistischen Formen politischer Organisation folgten. Damit schien Anfang der 1990er-Jahre nicht nur eine ganze Ideologie an der Realität zerbrochen zu sein – Claire Bishop nennt es das »politische Scheitern der egalitären, kollektivistischen Idee von Gesellschaft«³⁴ –; Der Übergang von Planwirtschaft zu freier Marktwirtschaft brachte tiefgreifende Veränderungen in der sozialen Organisation mit sich, deren Wurzeln bereits in der Verschiebung von den keynesianischen Wirtschaftsprinzipien der Nachkriegszeit hin zu einer neoliberalen Politik in der westlichen Welt, mit einer Minimierung staatlicher Interventionen in die Ökonomie, ab den 1970er-Jahren zu suchen sind.³⁵

31 Sennett 1998, 163.

32 Vgl. ebd., 161.

33 Richard Sennett nennt hier etwa die Fabianer Sidney und Beatrice Webb in Großbritannien und León Blum in Frankreich. Vgl. ebd., 164. Zum Selbstverständnis der Mittelschichten in der Ära Lippmanns, siehe auch Zunz 1992; Illouz 2007; Sasse 2006, 301-302.

34 Vgl. Bishop 2012, 3. Eine politisch gefärbte Beschreibung des Zerfalls der Sowjetunion aus US-amerikanischer Sicht, die ihr Fazit bereits im Titel trägt, ist etwa Zbigniew Brzezińskis *The grand failure* (1989).

35 Gleichwohl soll hier nicht behauptet werden, dass alle sozialistischen oder planwirtschaftlichen Organisationsformen zum Scheitern verurteilt sind. Differenziertere Untersuchungen bieten die *Transformation Studies*.

Das vielfältige Phänomen des Scheiterns, dem wenig theoretische Aufarbeitung oder empirische Forschung in den Sozialwissenschaften gegenüberstehen,³⁶ ist schwer in Worte zu fassen: Hinter einer Beschäftigung mit dem Thema stehen jedenfalls verschiedene Auffassungen von Erfolg und Misserfolg, die vom persönlichen Problem bis hin zum Symptom aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen reichen.³⁷ Jede Diskussion über das Scheitern ist gleichzeitig eine über spezifische Verhältnisse von Individuum und Gesellschaft, »über Selbst- und Fremdbilder, über Konzepte biographischer Normativität, [...] über den Druck einer möglichen Rechtfertigung vor sich selbst und anderen.«³⁸

Eine wichtige Rolle für das Gelingen von Handlungen spielt die Handlungsnormativität.³⁹ Aus Sicht der Handlungsnormativität ist für die Beschreibung und Bewertung von Handlungen nicht primär das *Was* oder *Wer* relevant, sondern das *Wie* als »Formbestimmtheit, d.h. die Erfüllung je bestimmter Normen der Handlungsrichtigkeit und Angemessenheit«⁴⁰. Der Begriff der *Handlungsform* beschreibt dabei die Tatsache, dass Handlungen Erfüllungsbedingungen haben, die kollektiv anerkannten Normen und Regeln der Ausführung folgen. So kommen Handlungen zu einer bestimmten Abfolge und zeitlichen Dauer der »normalerweise« Ausführung. Diese sogenannte *Formrichtigkeit* wird kulturell vererbt, also lernend durch Imitation erworben.⁴¹ Welche Ausführung als situativ angemessen oder unangemessen, richtig oder falsch gilt, bemisst sich aber nicht allein an der Zweckerfüllung bzw. an den Handlungsergebnissen,⁴² sondern vielmehr daran, ob sie »nach den Regeln der Kunst«⁴³ vollzogen wurde. Die Richtigkeit einer Handlung ergibt sich also weder primär aus dem *Können* ihrer Akteur*innen noch aus deren Absichten, sondern ist ihr logisch vorausgesetzt: als Formbestimmtheit, als Erfüllung bestimmter, gemeinsam festgelegter Normen. Aus dieser »Sonderrolle der Art und

36 Vgl. John und Langhof 2014, 1.

37 Vgl. Zahlmann 2005, 7; Siehe auch Bruckner 1997, 13-14.

38 Zahlmann 2005, 7.

39 Die Handlungsnormativität ist ein zentrales Konzept der *Soziologie der Konventionen*. Ausgehend von der Annahme, dass Akteur*innen zur Erreichung gemeinsamer Ziele situations- und konventionsbezogen handeln, war die Handlungsnormativität in der Vergangenheit vor allem im Rahmen der Organisations- und Wirtschaftssoziologie ein Thema. Siehe dazu Boltanski und Thévenot 2018.

40 Kannetzky 2010, 70.

41 Vgl. ebd., 67f.

42 Angemessene Handlungen werden erstens nicht nur an ihren Resultaten gemessen, weil sie per definitionem beabsichtigt zustande gekommen (und nicht etwa zufällig entstanden) sein müssen; und zweitens nicht nur gemessen an der Zweckerfüllung, weil nicht jede Handlung einen objektivierbaren Zweck haben muss (und sich derselbe Zweck vice versa oft mit unterschiedlichen Mitteln verwirklichen lässt). Vgl. ebd., 68f.

43 Ebd., 69.

Weise des Vollzugs«⁴⁴ geht laut Kannetzky auch ein multipler Möglichkeitsraum des Scheiterns als »Spezifikum menschlichen Handelns«⁴⁵ hervor:

Zum Begriff der Handlung gehört nicht nur die Möglichkeit des Scheiterns, sondern eine Pluralität solcher Möglichkeiten: Handlungen können auf ganz verschiedene Weisen misslingen. Das Verfehlen ihres Ziels oder gar des subjektiven Handlungssinnes, ist dabei nur *ein*, wenn auch wichtiger Aspekt, der sich überhaupt nur vor dem Hintergrund relativ stabiler Handlungsformen, ihrer Normen und generischen Zwecke angemessen erfassen lässt. Denn Handlungen folgen internen Normen, deren Verletzung durch die bloße Realisierung des antizipierten Zieles nicht behoben werden kann.⁴⁶

Dass die Art und Weise der Ausführung eine zentrale Rolle für das Gelingen einer Handlung spielt, belegt Kannetzky dann abschließend an nicht direkt zielgerichteten, aber für jedes Miteinander unabdingbaren Aktivitäten: Bei zwangloser Kommunikation oder Handlungen aus Dankbarkeit und Freundschaft zeige sich besonders stark die Wichtigkeit des *Wie* im Vergleich zum *Was*. Auch allgemeine Zwecke wie Gesundheit und Glück ließen sich schließlich nicht unmittelbar veranlassen, sondern nur in der Gesamtheit aller Handlungen befördern.⁴⁷

Das Scheitern kann also von der Mikro- bis hin zur Makroebene die unterschiedlichsten Formen annehmen, sei es im Rahmen der Selbstfindung, der Liebe und Karriere bis hin zur Weltpolitik. Dementsprechend divers sind die davon betroffenen Subjekte: Sie reichen vom einzelnen Individuum bis hin zu wirtschaftlichen oder politischen Systemen. In der Soziologie wurde der Terminus erst in jüngeren Jahren etabliert. Erfinder*innen und Entrepreneur*innen gelten im Vorantreiben ihrer Projekte seit jeher als Stilfiguren des Scheiterns, und in der Wissenschaft, von Karl Popper treffend beschrieben, gilt es als Mittel zur Erkenntnis: Dort werden nach dem Grundsatz der Falsifikation durch *Trial and Error* Hypothesen dann bestätigt, wenn sie nicht widerlegt werden können, was wiederum neue Problemstellungen ermöglicht.⁴⁸ Der Ästhetiker und Kunsttheoretiker Bazon Brock zeichnet ausgehend von Poppers Modell der Falsifizierbarkeit eine ähnliche Logik

44 Ebd., 69.

45 Ebd., 77.

46 Ebd., 69; Hervorheb. im Original.

47 Vgl. ebd., 71.

48 Popper definiert Essenz und Aufgabe seines kritischen Rationalismus in der wissenschaftlichen Entwicklung durch Problemlösung: »Wir lernen immer eine ganze Menge durch eine Falsifikation. Wir lernen nicht nur, dass eine Theorie falsch ist, sondern wir lernen, *warum* sie falsch ist. Und vor allem anderen gewinnen wir ein neues und schärfer gefasstes Problem; und ein neues Problem ist [...] der echte Ausgangspunkt einer neuen wissenschaftlichen Entwicklung.« Popper 2009, 31; Hervorh. im Original.

von Versuch und Irrtum für die künstlerische Produktion nach: Demnach zeichnete in den Avantgarden der klassischen Moderne gerade das (gewollte) Scheitern am gängigen und akademischen Kunstverständnis den/die Künstler*in als visionäre/n Denker*in aus.⁴⁹ Das dem kreativen Schaffensprozess inhärente Scheitern gilt insofern auch in der Kunst als Mittel zur Erkenntnis: Die zentrale Frage ist dann nicht, ob etwas gescheitert ist, sondern was daraus gewonnen werden kann.⁵⁰

Diese kurz umrissenen Problemfelder aus unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen verdeutlichen die Schwierigkeit der Definition dieses umfassenden Terminus, zeigen aber auch dessen Relevanz als gesellschaftliches Phänomen der Gegenwart. Eng verknüpft mit dem der Moderne intrinsischen Glauben an Fortschritt und zukünftige Verbesserung, unter gleichzeitiger Missachtung der Gegenwart – als Passage, die es im Sinne der zukünftigen Entwicklung zu überwinden gilt –, erhielt die Diskussion um das Scheitern nach dem proklamierten Ende der Moderne eine neue Dimension: Dass der Glaube an den Progressivismus keine Gültigkeit mehr hat, weil die Moderne an sich gescheitert sei, macht eine Diskussion rund um das Scheitern in gewisser Weise obsolet. Das stellt uns vor die Frage nach der Relevanz des Scheiterns innerhalb der *postmodernen Erfahrung*, sollte so etwas per se überhaupt existieren. Andererseits geben gerade die gegenwärtigen Tendenzen der Prekarisierung und Flexibilisierung von Arbeit seit dem Ende des 20. Jahrhunderts dem Scheitern eine neue Aktualität und Dringlichkeit.

Etymologie

Das deutsche Duden-Universalwörterbuch sieht den Ursprung des Verbs *scheitern* in der im 17. Jahrhundert erfolgten Verkürzung des *zu-* oder *zerscheiterns* aus dem 16. Jahrhundert.⁵¹ Vom Althochdeutschen *scīt* (oder *-skīt*) bzw. dem Mittelhochdeutschen *schīt* für etwas Gespaltenes oder Abgetrenntes stammt der neuhochdeutsche Ausdruck *Holzzscheit* (Plural: *Holzscheite* oder *Holzscheiter*), der heute noch im schweizerischen, süddeutschen und österreichischen Raum für ein abgespaltenes Stück Brennholz verwendet wird.⁵² Neben dem mittelhochdeutschen Plural *schīte* (neuhochdeutsch: *Scheite*) für »Trümmer« (16. Jahrhundert) entwickelt sich der

49 »In the arts of our [20th] century failure as a form of succeeding was likewise made into a theme [...]. The modern artist sees the success of his oeuvre in its failure to verify a preordained understanding of art according to academic rules through works.« Vgl. Brock 2010, 180. Bazon Brock ist außerdem Mitbegründer der 2008 in Zürich ins Leben gerufenen *Gesellschaft des Glücks der Verfehlung*, die in ihren Statuten verlautbart: »Nur was sich als verfehlt, nicht vollkommenes Wesen korumpiert weiß, strebt nach Glück. [...] Als akute Möglichkeit bleibt das Glück der Verfehlung.« Thomas Zacharias, unpag.

50 »Failure is endemic in the creative act, leaving the question not if something is a failure, rather how that failure is harnessed.« Le Feuvre 2010b, 34.

51 Vgl. Duden Online Wörterbuch, »scheitern«; Vgl. DWDS, »scheitern«.

52 Vgl. Auberle 2003, 1368.

zweite mittelhochdeutsche Plural *schīter* (neuhochdeutsch: *Scheiter*; wird heute in Süddeutschland und Österreich verwendet).

Dazu wird nach Jacob und Wilhelm Grimm das neuhochdeutsche Verb *scheitern* für »zugrunde gehen, erfolglos sein«, eigentlich »in Stücke gehen« gebildet – im transitiven Gebrauch meint es »zerschmettern, zertrümmern« –, wohl aus Wendungen wie *zu Scheitern gehen* (»zu Trümmern gehen«; von *Scheiten*), wobei letzteres noch Ende des 19. Jahrhunderts vorrangig für den Schiffbruch (*navis naufragium facit*: »Das Schiff scheitert«) und das Auseinanderbrechen sonstiger Fahrzeuge verwendet wurde.⁵³ Damals wurde es aber auch schon im übertragenen Sinn – mit der ihm zugrunde liegenden sinnlichen Vorstellung – für Personen, Ideen und Vorstellungen verwendet.⁵⁴

Seit dem 16. bzw. 17. Jahrhundert hat das Verb eine starke Bedeutungsverschiebung erfahren. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts entwickelte sich – eng verknüpft mit den Konzepten des freien Willens und der biografischen ›Normalität‹ – eine Begriffsbedeutung, die mit der heutigen vergleichbar ist. Dessen Verwendung hielt sich aber vorerst in Grenzen, bis es Mitte des 20. Jahrhunderts als politikwissenschaftlicher Begriff vermehrt Eingang in die Druckmedien fand.⁵⁵ Ein Blick auf die Konjunkturen des Begriffs legt nahe, dass diese Häufigkeit teilweise durch die Erfahrungen von politischer Krise und Zusammenbruch (etwa des Deutschen Reiches 1945 sowie der Sowjetunion nach 1989) zu erklären ist, in diesem Zusammenhang also verstärkt auch für politische Systeme gebräuchlich war.⁵⁶

Für das englische Verb *to fail* sind um 1200 bereits die Bedeutungen »to be unsuccessful in accomplishing a purpose« bzw. »cease to exist or to function, come to an end« belegt. Im frühen 13. Jahrhundert findet sich die Definition »to fail in expectation or performance«, aus dem Altfranzösischen *failir* für »to be lacking, miss, not succeed; run out, come to an end; make a mistake; be dying; let down, disappoint« (11. Jahrhundert), das wiederum vom vulgärenlateinischen *fallire*, und dem Lateinischen *fallere* für »to trip, cause to fall«, symbolisch für »to deceive, trick, dupe, cheat, elude; fail, be lacking or defective« abstammt.⁵⁷ Höchst relevant für Cathy Sislers Arbeiten ist in diesem Zusammenhang, dass Michiel de Vaan für *fail*,

53 Vgl. Paganini 2004, 11; DWDS, »DWDS-Wortverlaufskurve für »Scheitern«.

54 Vgl. Grimm und Grimm 1893, 2472-2476; Siehe auch Kunert 2016, 4.

55 Für das Verb *scheitern* verzeichnet das Digitale Wörterbuch der Sprache kurz nach Ende des zweiten Weltkriegs einen relevanten Anstieg um ein Drittel, und dann von 1987 bis 1994 eine weitere Steigerung um etwa 50 Prozent. Seit einer Spitze im Jahr 2003 ist die Verwendung wieder leicht zurückgegangen auf ein konstant hohes Niveau. Als Basis für die Berechnung dient ein digitalisiertes Zeitungskorpus, das mehrere deutsche, überregional verbreitete Tages- und Wochenzeitungen seit dem Jahr 1945 beinhaltet. Vgl. DWDS, »DWDS-Wortverlaufskurve für »Scheitern«.

56 Ebd.

57 Online Etymology Dictionary, »fail«.

deceive sowie *stumble*; *stagger* eine aus dem Indoeuropäischen stammende enge Verknüpfung nachzeichnet.⁵⁸

Für das spanische Verb *fracasar* (dt. »scheitern«), spätestens ab 1588 belegt, gibt es zwei mögliche etymologische Herleitungen: Erstere verweist auf das italienische *fraccassare* (»zerstören, geräuschvoll zerbrechen, fallend zu Bruch gehen«, Anfang des 14. Jahrhunderts); die italienische Vorsilbe *-fra/-tra* meint »zwischen«, etwas zerbricht also entzwei. Die zweite, wahrscheinlichere Herleitung stammt vom lateinischen Verb *frangi* (bzw. dem vulgärlateinischen *frangar*) für »brechen, etwas zerbrechen, schwächen, überwältigen«, was auch im lat. *dentifrangibula* (»Zahnbrecher«) für »Fäuste« zur Anwendung kommt. Die spanische Endung *-aso* ist iterativ, d.h. sie verweist auf einen sich wiederholenden Vorgang. Das Nomen *fracaso* verdeutlicht also, dass etwas in viele einzelne Stücke zerbricht.⁵⁹ Eine der ersten belegten Quellen für *fracasar* ist der erste Teil des *Don Quijote de la Mancha* von Miguel de Cervantes (1605 bzw. 1615). Die Hauptfigur Don Quijote skizziert darin dem Freund Sancho Panza ein abenteuerliches Leben, um ihm zu verdeutlichen, dass er gerade das für sich ablehnt; Stattdessen möchte er dem Müßiggang frönen. Der Satz erlangte in weiterer Folge große Bekanntheit, obwohl er in der Erzählung keine zentrale Bedeutung einnimmt. *Fracasar armadas* ist in der Übersetzung von Susanne Lange mit »Flotten versenken« übersetzt: »So kommt es mir weit mehr entgegen, ihm [Amadis; Anm. d. Verf.] darin nachzueifern [Buße zu tun; Anm. d. Verf.], als etwa Riesen zu spalten, Lindwürmer zu köpfen, Ungetüme zu töten, Heere zu zersprengen, Flotten zu versenken und Zauberbanne zu brechen.«⁶⁰

Jeder *Fall* hat drei charakteristische Merkmale: Er passiert erstens unwillkürlich, also unbeabsichtigt, ist zweitens durch eine abgegrenzte Räumlichkeit gekennzeichnet (jemand bewegt sich von einem Punkt zu einem anderen) und geschieht drittens zu einem bestimmten Zeitpunkt. Im Englischen meint *the fall* unter anderem das »(Hin-)Fallen« oder den »Sturz«, im übertragenen Sinn auch den »Untergang, Verfall, Ende« bzw. »Fehltritt«. *The fall (of man)* steht in der Bibel für den (ersten) Sündenfall.⁶¹ *Ride for a fall* bedeutet sowohl »verwegenes Reiten« als

58 Vgl. Vaan 2008, 199f.

59 Gespräch mit der klassischen Philologin Dr.ⁱⁿ Maribel Jiménez Martínez am 5.12.2018. Siehe auch Segura Munguía 2014, 224.

60 Cervantes 2008, 249f. Original: »Ansí que, me es a mí más fácil imitarle [a Amadis; Anm. d. Verf.] en esto [a hacer penitencia; Anm. d. Verf.] que no en hender gigantes, descabezar serpientes, matar endriagos, desbaratar ejércitos, fracasar armadas y deshacer encantamentos.« Cervantes 2013, unpag.

61 Der testamentarische Sündenfall ist allerdings aus theologischer Sicht keine unwillkürliche Handlung wie etwa der Fall. Den sogenannten lapsus Adami (lat. für »Fehler Adams«) begang jener aus freien Stücken, wenn auch im gegenseitigen Austausch mit Eva, deren Einfluss auf ihn je nach Deutung variiert. Gespräch mit dem katholischen Theologen Mathias Moosbrugger am 29.09.2019.

auch »das Schicksal herausfordern«. Der englische Sprachgebrauch kennt außerdem zahlreiche vom Fall inspirierte Idiome: »to fall in love«, »to fall sick«, »the night falls« etc. sind alle dadurch gekennzeichnet, dass etwas ohne (aktives) menschliches Zutun passiert.

Das englische *to fall* hat wie das deutsche *Fallen* mehrere Bedeutungen: Neben dem rein mechanischen Sturz aus der Höhe kann der Fall im übertragenen Sinne auch einen (moralischen oder sonstigen) Untergang beschreiben: *The Fall of the House of Usher* von Edgar Allen Poe ist etwa im Deutschen mit *Der Untergang des Hauses Usher* übersetzt; *The rise and fall of the Roman Empire* wird analog mit »Aufstieg und Untergang des Römischen Reiches« übersetzt. Dass sich die englischen Verben *to fail* (dt. »scheitern«) und *to fall* (dt. »fallen«) phonetisch ähneln, machen sowohl Bas Jan Ader als auch Cathy Sisler für ihre Arbeiten fruchtbar. Ader wies in einem Interview explizit auf deren enge Verknüpfung für ihn hin,⁶² während Cathy Sisler sich indirekt darauf bezieht, indem sie den Fall metaphorisch einsetzt, um das Scheitern zu versinnbildlichen. Der *Untergang* wiederum weist auf das Absinken (von Schiffen) im Wasser, wird im übertragenen Sinn aber auch für das *Zugrundegehen* von Kulturen, Völkern o.Ä. oder für persönliches Verderben benutzt: Etwas geht auf den Grund, es sinkt nach unten. Der Fall hat – wie auch der Sturz – eine starke übertragene Bedeutung: *zu Fall kommen/bringen* (erstens physisch stürzen, zweitens »gestürzt werden, scheitern« bzw. »scheitern lassen, zunichtemachen, stürzen«, etwa in »durch einen Skandal zu Fall kommen« oder »ein Gesetz zu Fall bringen«).

Das Wörterbuch der Gebrüder Grimm verweist darauf, dass das Verb *scheitern* ursprünglich vor allem im Zusammenhang mit dem Schiffbruch verwendet wurde. Das lässt sich auch anhand metaphorischer Termini nachvollziehen: *Schiffbruch erleiden*, *stranden* oder das saloppe *Badengehen* stehen umgangssprachlich für »misslingen«. Der Schiffbruch sei auch deshalb so eine starke Metapher⁶³ des Scheiterns, so Timo Heimerdinger, weil das Thema der Seefahrt kulturell so tief verankert sei:⁶⁴ Das Motiv des Schiffbruches hat, wie auch das des Seemannes, über die Jahrhunderte auf vielfältige Art und Weise Eingang in die Philosophie, Mythologie, Literatur, Musik und die bildende Kunst gefunden.⁶⁵

Die zwei vom Duden Wörterbuch suggerierten Bedeutungen des Scheiterns unterschieden sich hinsichtlich ihrer Zeitlichkeit und Wiederholbarkeit: Während die erste Definition, »ein angestrebtes Ziel o.Ä. nicht erreichen, keinen Erfolg haben«, einen erneuten späteren Versuch offenlässt, weist zweitens, »misslingen,

62 Vgl. van Garrel 1972, zit.n. Müller 2000, 60.

63 Vgl. Kunert 2016, 4.

64 Vgl. Heimerdinger 2005, 14.

65 Siehe dazu ebd.

missglücken, fehlschlagen«, auf ein endgültiges Urteil.⁶⁶ Laut Claudia Paganini ist der Begriff *scheitern* »absoluter und umfassender«⁶⁷ als dessen zahlreiche Synonyme *danebengehen*, *missglücken*, *misslingen*, *fehlschlagen*, *missraten*, *verunglücken*, und *versagen* (hier graduell aufgezählt von unpersönlich/widerruflich bis hin zu individuell/existenzuell), und die allesamt als Beschreibung eines partiellen, also relativen Nicht-Gelingens zu verstehen seien.

Von der christlichen Vanitas-Tradition ausgehend haben Philosophen wie Blaise Pascal, Karl Jaspers, Jean-Paul Sartre und Albert Camus das Scheitern als Grundkondition der menschlichen Existenz verstanden. Auch Søren Kierkegaard spricht im Zusammenhang mit seiner Metaphysik vom Scheitern oder Stranden, bevorzugt in Bezug auf die menschliche Existenz aber den Begriff der Verzweiflung.

Karl Jaspers hat in seiner Existenzphilosophie das Scheitern als Erleben von *Grenzsituationen* definiert, in Abgrenzung zu den sogenannten *Grundsituationen*.⁶⁸ Zu den Grundsituationen des Menschen gehört etwa eine *Zerrissenheit des Seins*.⁶⁹ Das Individuum muss in seiner Suche nach Einheit und Geschlossenheit auf Grund dieser Zerrissenheit immer wieder scheitern, da es etwa dem Zufall, der Krankheit oder der Endlichkeit des Daseins ausgeliefert ist. Diese Widersprüche der Existenz, die *antinomische Struktur des Daseins*⁷⁰, können letztlich nicht aufgelöst, sondern müssen ausgehalten werden. Treten die Grundsituationen aber aus einer allgemeinen Ebene heraus und werden zu einer individuellen, erschütternden Erfahrung, zeigt sich die Struktur der Existenz als Grenzsituation. In solchen Situationen zeigt sich dem/r Betroffenen diese sonst verborgene existenzielle Wahrheit als seine/ihre eigene Ohnmacht, was eine psychische Krise nach sich ziehen kann. Gerade das Scheitern des bisherigen Lebensentwurfs in der Konfrontation mit Leid, Schuld, Zufälligkeit des Schicksals und Tod kann dem Menschen aber auch (in einer sogenannten *Existenzerhellung*) die *Selbsttranszendenz* – den Blick auf das Umgreifende der Existenz, eines im größeren Ganzen aufgehobenen Selbst – eröffnen.⁷¹

Der Ursprung in den Grenzsituationen bringt den Grundantrieb, im Scheitern den Weg zum Sein zu gewinnen. [...] Es ist entscheidend für den Menschen, wie er das Scheitern erfährt: ob es ihm verborgen bleibt und ihn nur faktisch am Ende überwältigt, oder ob er es unverschleiert zu sehen vermag und als ständige Grenze seines Daseins gegenwärtig hat; ob er phantastische Lösungen und Beruhigungen

66 Vgl. Duden Online Wörterbuch, »scheitern«.

67 Paganini 2004, 11.

68 Den Begriff der *Grenzsituation* hat Jaspers vor allem in der *Psychologie der Weltanschauungen* und dem zweiten Band seiner *Philosophie* (mit dem Namen »Existenzerhellung«) entwickelt. Vgl. Fuchs 2008, 96.

69 Siehe dazu Jaspers 1954, 232–246.

70 Vgl. Jaspers 1994, 18–22.

71 Vgl. Fuchs 2008, 96–97.

ergreift, oder ob er redlich hinnimmt im Schweigen vor dem Undeutbaren.

[...] In den Grenzsituationen zeigt sich entweder das Nichts, oder es wird fühlbar, was trotz und über allem verschwindenden Weltsein eigentlich ist.⁷²

Im Alltagsgebrauch wird das Scheitern nicht – wie etwa in der Philosophie des Existenzialismus – als Grundkondition menschlicher Existenz, sondern als das Misslingen konkreter Projekte, von Beziehungen oder Lebensentwürfen verstanden. Trotzdem kommt dem Begriff auch im alltäglichen Sprachgebrauch eine gewisse Ernsthaftigkeit und Endgültigkeit zu; Ein Kind, das gerade Laufen lernt, scheitert nicht, nur weil es hinfällt.

Generell wird der Begriff des Scheiterns etymologisch weniger ausführlich besprochen wie der des Erfolgs, und oft über jenen definiert, wie etwa als »Nicht-Eintreten einer erstrebten Wirkung«, wenn auch die beiden kein perfektes Gegensatzpaar darstellen. Dass die detaillierten Ausführungen zu ersterem etwas über die gegenwärtige kulturelle Gewichtung der Begriffe aussagen, darf aber bezweifelt werden. Die Literaturwissenschaftlerin Nora Weinelt kritisiert die Stilisierung des Scheiterns als »wiederholbaren, nicht-existenziellen und im Gegenteil sogar als produktiv inszenierten« Weg zum Erfolg, ja als eine Form von *Storytelling*: »Man legt die Fehler so zurecht, dass sie eine gute Geschichte ergeben.« Dem gegenüber stellt sie die Bedeutung des Versagens als »fundamentales Nichtfunktionieren«.⁷³ Das Scheitern, so Weinelt, ist an ein klar definiertes Vorhaben gekoppelt und wird punktuell sowie unabhängig von der handelnden Person beurteilt. Im Gegensatz dazu bezieht sich das Versagen nicht auf ein singuläres krisenhaftes Ereignis, sondern ist als »globalere Beschreibungskategorie auf biografischer Ebene« eine relative Zuschreibung, basierend auf einem diffusen gesellschaftlichen Erwartungshorizont.⁷⁴ Der/Die Versager*in als im Laufe des 20. Jahrhunderts herausgebildeter *Sozialtypus* blickt also auf eine Reihe signifikanter Fehlleistungen zurück. Losgekoppelt von einem konkreten Grund fällt das Versagen sprachlich auf das Subjekt zurück und ist somit existenzieller als das Scheitern, aus dem sich gerade in seiner modernen Rhetorik des *zweiten Versuchs* noch etwas lernen lässt.⁷⁵

In der Gegenwartskunst ist das Scheitern ein eng mit dem Motiv des (Anti-)Helden verknüpfter Topos,⁷⁶ über den unter anderem die Prämissen der modernen Leistungsgesellschaft verhandelt werden. Im zweiten Teil dieser Arbeit wird näher darauf eingegangen.

72 Jaspers 1994, 20.

73 Weinelt 2018, 144.

74 Vgl. ebd., 134f.

75 Vgl. ebd., 144.

76 Für eine literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Begriffspaar *Held/Anti-Held*, siehe Weinelt 2015.

Kleine Kulturkritik. Postmoderne Romantik und Beuteverzicht

Auch abseits der Ratgeberliteratur, die das Scheitern mit Vorliebe als Möglichkeit zur Wertschöpfung und/oder Selbstoptimierung auslotet,⁷⁷ lässt sich gegenwärtig der Versuch einer positiven Neubewertung desselben vermerken. Gleichzeitig steht der Verdacht einer Verharmlosung im Raum, verstärkt noch durch die exzessive Verwendung des Begriffs. Nora Weinelt sieht etwa dadurch das tatsächliche, existenzielle Scheitern aus dem öffentlichen Diskurs verdrängt.⁷⁸ Die ausufernde Verwendung des Begriffs verschleierte, so Weinelt, dass gesellschaftlicher oder beruflicher Erfolg für die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben absolut alternativlos ist.⁷⁹

Der Philosoph und Psychoanalytiker Robert Pfaller versteht das Scheitern als ein Privileg derer, die es sich leisten können, Fehler zu begehen, ohne in ihrer Existenz bedroht zu sein. Für ihn scheinen viele der in Kreativberufen Tätigen nachvollziehbar an einer positiven Neubewertung des Scheiterns interessiert zu sein. Den Grund dafür sieht er im gegenwärtig »permanent drohenden Scheitern«, das sich etwa in prekären Arbeitsbedingungen trotz guter Ausbildung bemerkbar mache.⁸⁰ Die Faszination mit dem Scheitern, so Pfaller, sei jedoch im Weltmaßstab ein Phänomen der oberen Mittelschichten, die »immerhin das Privileg von Aussichten besitzen«⁸¹. Viele andere kämen nicht einmal in die Nähe eines Zieles, könnten also nicht einmal als Gescheiterte bezeichnet werden.⁸²

Pfaller kritisiert auch den Diskurs über das Scheitern unter den Vorzeichen von Michel Foucaults Subjektbildungstheorie: Die Thematisierung helfe nicht den Gescheiterten, sondern trage im Gegenteil vorrangig zu deren Subjektivierung bei. So werde, was ihnen etwa zufällig widerfahren sein mag, zu einer Charaktereigenschaft, zu ihrer »intimen Essenz«⁸³. Während die Öffentlichkeit früher eine Art Freud'scher Schiefheilung⁸⁴ – die »Aufhebung« des individuellen Geschicks oder Missgeschicks in der Gruppe⁸⁵ – ermöglichte, führe heute die Benennung eines Unglücks nicht zur Solidarisierung und Verallgemeinerung, sondern ganz im Gegenteil zu einer weiteren Vereinzelung. Somit haben die Gescheiterten laut Pfaller

77 Siehe etwa Flick 2014; Kunert 2016; Pépin 2017; Schimroszik 2017; Thomann 2008; sowie Thomann und Flury 2005.

78 Vgl. Weinelt 2018, 131.

79 »Wenn aber gesellschaftlicher oder beruflicher Erfolg heute dergestalt alternativlos geworden ist, was ist dann der moderne diskursive Ort des *tatsächlich* existentiellen Scheiterns?« Weinelt, Hervorh. im Original.

80 Vgl. Pfaller 2011, 78.

81 Ebd., 79.

82 Vgl. ebd., 79.

83 Ebd., 79.

84 Siehe Freud 2000a, 132.

85 Pfaller 2011, 79.

von diesem Diskurs keinen Nutzen, sondern sogar eine Verfestigung ihrer Isolation zu erwarten.⁸⁶ Außerdem verleite die Heroisierung des Scheiterns zur »freiwilligen Selbstbeschränkung sämtlicher Ansprüche allein auf das, was dem Ich nahesteht, und mithin zum Verzicht auf alle etwas entfernten Anteile der Welt.«⁸⁷

Auch Initiativen wie der im Anschluss an Christoph Schlingensiefels Projekt *Chance 2000* entstandene *Verband glücklicher Arbeitsloser* oder der *Club der Polnischen Versager* gründen laut Pfaller auf einem grundlegenden Missverständnis:⁸⁸ Was zu einem Diskurs beitragen soll, diene vordergründig der Faszination über das Scheitern und zeugt für Pfaller von einem »Ironieverlust [...] im Umgang mit dem Elend spätkapitalistischer Verhältnisse«⁸⁹.

Die Wertschätzung für das Scheitern liege, so Pfaller, in einer vom Narzissmus geprägten metaphysischen Weltauffassung. Nach ihr könne in dieser »grundschlechten Welt« nichts wahrhaft Gutes und Großes gelingen; Im fatalen Umkehrschluss muss gerade ein gescheitertes Vorhaben wahrhaft großartig und gut sein. Ohne derartige Kriterien kann, so Pfaller, aus dem Scheitern auch kein Lerneffekt entstehen.⁹⁰

Narzisstisch sei auch die Überhöhung des Subjektiven und von allem, was dem Ich nahesteht.⁹¹ Eine Wertschätzung für das Scheitern bedeute demnach eine »stille Würdigung einer dem Ich gewidmeten Größenphantasie«⁹². Das narzisstische Ich tendiere außerdem zu selbstmitleidiger Verlierermentalität, Beuteverzicht und doppelbödigem Mitleidsmoral im Sinne eines Sympathisierens mit den Schwachen bei gleichzeitigem Bestreben, sie in dieser Position zu halten.⁹³ Pfaller bezieht sich dazu auf Friedrich Nietzsche, der gezeigt habe: Verlierer*innen tendieren dazu, Niederlagen libidinös zu besetzen, »alles Siegreiche, Große grundsätzlich für Böse zu erklären und sich selbst damit selbstgefällig im Unglück zu verbarrikadieren.«⁹⁴ Mit Nietzsche plädiert Pfaller für eine kritische Arbeit am Ressentiment, der sogenannten *Glücksvorsicht*, als notwendige Voraussetzung jeglichen Glücksempfindens: Wer nicht ans Glück glaubt, dem falle es auch nicht zu. In Pfallers Worten fabelt sich sonst die Verlierer*innenmentalität »den eigenen Beuteverzicht [...] zur kritischen Gesinnung zurecht«⁹⁵. Deshalb lehnt Pfaller auch die Vorstellung ab, dass erstens das Unglück als Kontrastfläche für die Empfindung des Glücks vonnöten

86 Vgl. ebd., 79–80.

87 Ebd., 84.

88 Vgl. ebd., 78.

89 Ebd., 79.

90 Vgl. ebd., 80–81.

91 Vgl. ebd., 82.

92 Ebd., 82.

93 Vgl. ebd., 86.

94 Nietzsche 1984, zit.n. Pfaller 2011, 87.

95 Pfaller 2011, 87; Siehe auch Pfaller 2005, bes. 105–107.

sei und zweitens das Glück nicht herausgefordert werden dürfe oder könne. Das Glück, so Pfaller, muss vielmehr ausgehalten werden; Wird der Beuteverzicht zur Schlussfolgerung aus der Rehabilitierung der Gescheiterten, werden die gegenwärtigen strukturellen Probleme nur verfestigt.⁹⁶

96 Vgl. Pfaller 2011, 88-89; 91.

